

andere Schmerzen hat oder nicht. In dem fünften Kap. schließlich beschäftigt sich W. mit Wittgensteins Spenglerrezeption und zeigt auf, wie Wittgenstein vom „Pfad einer Grammatik als rekonstruktiv verfahrenender Regelwissenschaft ab(biegt) zugunsten eines Konzepts phänomenologischen Philosophierens, das sich methodisch Goethes Naturbetrachtung zum Vorbild nimmt“ (172).

Charakteristisch für W.s Vorgehensweise ist, daß er sich nicht auf eine enggeführte Wittgensteinexegese beschränkt, sondern Wittgensteins Denken auf dem Hintergrund der philosophischen Bemühungen der Tradition und der Gegenwartsphilosophie betrachtet. Das wird auch in der Schlußbetrachtung deutlich. Einerseits betont er dort, das Vorgehen Wittgensteins ähnele der Praxis des Dialektikers in den platonischen Dialogen. Es sei nicht verfehlt, auch im Blick auf die grammatikalische Methode des späten Wittgenstein von einer dialektischen Logik zu sprechen, die sich ganz in begrifflichen Zusammenhängen ausdrückt. Auch der platonische Dialektiker untersuche nämlich keine formal logischen Schlüsse, sondern bewege sich im Netz begrifflicher Zusammenhänge und Verweisungen. Am ehesten werde man daher dem Philosophieren des späten Wittgenstein gerecht, wenn man es in die Tradition des phänomenologischen Philosophierens stelle, das Platon in der Idee des beschreibenden Sehenslassens dessen folgt, „... was vor aller empirischen Beschreibung, Interpretation, Erklärung und Begründung liegt und dies alles schon trägt und ermöglicht“ (173). Andererseits weist er darauf hin, daß Wittgenstein mit seinem Versuch einer „Rehabilitierung der Philosophie in einem nachmetaphysischen und szientistischen Zeitalter“ (171) mit Heidegger und Adorno übereinkomme, die beide ebenfalls in einer doppelten Opposition stünden gegen die traditionelle Philosophie und den modernen Glauben an die wissenschaftliche Rationalität als das Maß aller Dinge. Allerdings unterscheide er sich von Adorno und Heidegger auch durch eine sinnkritische Skepsis gegenüber der überlieferten philosophischen Sprache, die Heidegger und Adorno fremd sei, da diese den Sachbezug ihres Denkens nie ernsthaft in Frage gestellt hätten.

Im ganzen eröffnet die vorliegende Studie nicht nur erhellende Perspektiven auf Wittgensteins Denkweg, sie leistet zugleich einen wichtigen Beitrag zur Frage der ‚Anschlußfähigkeit‘ von Wittgensteins Denken an den philosophischen Diskurs der abendländischen Tradition und der Moderne.

H.-L. OLLIG S. J.

HEIDEGGER, MARTIN, *Reden und andere Zeugnisse eines Lebenswegs 1910–1976* (Gesamtausgabe, Bd. 16). Herausgegeben von Hermann Heidegger. Frankfurt am Main: Klostermann 2000. 842 S., ISBN 3-465-03040-0.

Dieser Band der Heidegger-Gesamtausgabe (= HGA) ist der bisher umfangreichste. Auf deren bisherige Geschichte blickt der Herausgeber, Heideggers jüngerer Sohn Hermann, im Nachwort zurück. Er kündigt dort auch an, daß er seinem Sohn Arnulf die Verantwortung für die Betreuung des Nachlasses des Philosophen übergeben wird. Der Band im ganzen ist selbst ein Rückblick. Er enthält Zeugnisse des Lebensweges Martin Heideggers (= H.), folglich nicht sehr viele explizit philosophisch gebaute Texte, aber auch kaum im engeren Sinn Biographisches. Vielmehr steht H.s öffentliches Wirken als Freiburger Rektor und Professor während der Zeit des ‚Dritten Reichs‘ im Mittelpunkt. Mehr als die Hälfte der Texte hat diesen Gegenstand, wenn man diejenigen dazurechnet, die die „Bereinigung“ nach dem Krieg, die zermürbenden Verhandlungen um H.s Stellung an der Universität und um das Ruhegehalt sowie die späteren Erläuterungen seiner Hoffnung auf die nationalsozialistische Bewegung hinzunimmt. Der Herausgeber hat hier überall die öffentlichen und offiziellen Äußerungen seines Vaters durch eine erläuternde Auswahl von Briefen an private Adressaten ergänzt. Die Reden zu Feiern im Kreis der Familie oder der Freunde stehen zu den öffentlichen Ansprachen im Verhältnis der Erläuterung oder eines gewissen Kontrasts.

Der Hg. hat die Dokumente in sieben Abteilungen gegliedert, die den sukzessiven akademischen Stellungen entsprechen. In Abteilung I („Student und Privatdozent“, 1910–1922) sind besonders interessant die drei – miteinander zu vergleichenden – Lebensläufe, die H. 1913, 1915 und 1922 geschrieben hat. In der II. Abteilung („Ordinarius in Marburg und Freiburg“, 1923–1933) findet man z. B. so schwer auffindbare Texte wie

die Anzeige der Kasseler Dilthey-Vorträge (n° 18), die Ansprache zu Husserls 70. Geburtstag am 8. 4. 1929 (n° 21) und Dokumente zu den möglichen Berufungen nach Berlin und München. Die umfangreiche III. Abteilung („Rektor der Freiburger Universität“, 1933–34) bringt, neben amtlichen Briefen und Anordnungen, vor allem umfangreiche Ansprachen, darunter natürlich die vielgenannte, aber kaum je von ihrem Prinzip her durchdachte Rektoratsrede, aber auch andere, die z. T. deutlicher sind, entweder im politischen oder im philosophischen Sinn; besonders wichtig scheinen mir dabei zu sein die Nummern 32, 39, 41, 44, 75, 101, 103, 104, 108, 124 und 135. Auch dem möglichst entgegenkommenden Leser von heute widerstrebt die Lektüre dieser Texte. Man tut sich freilich sehr schwer, dabei von dem Wissen, das man heute vom Nationalsozialismus hat, zu abstrahieren; man ist auch unsicher, inwieweit das z. T. schwer erträgliche Pathos der Reden auf das Konto des damals weit Verbreiteten zu schreiben ist und wieweit es H.s. „Eigengut“ war. Aus der IV. Abteilung („Professor im 3. Reich“, 1934–1945) scheinen mir besonders aufschlußreich folgende bisher unveröffentlichte Texte: die Ansprache beim Klassentreffen in Konstanz im Mai 1934 (n° 154), die Rede vor ausländischen Studenten, die Heidegger, schon nicht mehr Rektor, im August 1934 über die deutsche Universität gehalten hat (n° 155), und der Konstanzer Vortrag vom 30. 11. 1934 über „Die gegenwärtige Lage und die künftige Aufgabe der deutschen Philosophie“ (n° 158). Eine Wende der Einstellung ist daraus, trotz des Rücktritts vom Rektorat, nicht ohne weiteres zu erkennen. Die Abteilungen V („Bereinigung und Lehrverbot“, 1945–1950) und VI („Pensionär“, 1950/1951) schildern, wie H. für gewisse Härten in seiner Amtsführung eine Sühne akzeptiert, sich aber gegenüber Kollegen und Ministerialbeamten wehrt, wegen seines politischen Irrtums darüber hinaus in seiner Ehre und in seiner Stellung Einbußen hinnehmen zu müssen. Verschiedenen Instanzen gegenüber sucht er die Hintergründe und vor allem die Grenzen seiner Option für Hitler und dessen Bewegung verständlich zu machen, etwa gegenüber dem Oberbürgermeister von Freiburg (n° 178), gegenüber sich selbst und der Nachwelt (n° 180), gegenüber dem Rektor der Universität (n° 182), seinem ehemaligen Schüler Herbert Marcuse (n° 192) und der Witwe Edmund Husserls (n° 199). Er korrespondiert im Hinblick auf Lehrstuhlbesetzungen in Tübingen, sei es für ihn selbst, sei es für seine treuesten und begabtesten Schüler Gadamer, Bröcker und Krüger. Es findet sich in diesen Abteilungen wenig rein Philosophisches, aber immerhin das Summarium seines Fragens, das H. Jean Beaufret bei dessen erstem Besuch diktierte (n° 189). – Als letzte und längste einzelne Abteilung schließt sich, unter dem amtlichen Namen „VII. Emeritus“, eine Sammlung von Äußerungen aus den Jahren 1952 bis 1976 an, deren sprachliche Atmosphäre merklich geändert ist: abgeklärter, milder, schlichter. Der bestimmende Klang ist durch die Stichworte Familie, Freundschaft, Heimat und Dankbarkeit bezeichnet. Sehr schön sind, zum großen Teil zum ersten Mal veröffentlicht, die Tischreden zur Primiz seines Neffen (n° 221), zu den Geburtstagen seines Bruders (n° 241 und 276), sowie die Nachrufe auf die Freunde Bruno Leiner (n° 223), Theophil Rees (n° 238), Marcelle Mathieu (n° 274). Man findet die verschiedenen Ansprachen, die H. in seiner Heimatstadt Meßkirch (n° 224, 236, 242, 263, 275) und in seinem Hüttenort Todtnauberg-Rütte (n° 251, vgl. schon n° 191) gehalten hat. Begleitet sind dabei die Dichter, vor allem, im schlichten Ton, J. P. Hebel, und, im hohen, Fr. Hölderlin. Die Hölderlin-Verse, die H. an seinem Grab gesprochen wissen wollte (n° 283), schließen die authentischen Texte des Bandes ab. Ein Anhang (n° 284–290) gibt einige politische Reden H.s., die nur in Berichterstattungen und Zusammenfassungen durch Journalisten erhalten sind.

Welcher Eindruck ergibt sich von H.s. Wille und Hoffnung um 1933? Er teilt mit vielen die Diagnose, daß die europäische Kultur erschöpft ist und dabei ist, sich dem geschichtslosen Pragmatismus oder dem totalitär organisierten Massenstaat („Amerikanismus“ und „Kommunismus“) hinzugeben. Tiefer gesehen, ist, wie H. mit Nietzsche feststellt, „Gott tot“, d. h., die christlich-metaphysische Mitte des alten Europa prägt nicht mehr das private und vor allem öffentliche Leben. Damit ist auch das einigende Band Europas dahingefallen. „Europa wird nur dann vor dem Untergang bewahrt sein und einen neuen Aufstieg sich erringen, wenn jedes seiner Völker handelt aus dem Geist der Selbstverantwortung und unbedingter Ehre.“ (233) Für das deutsche Volk gilt das in besonderer Weise. Erstens einerseits deswegen, weil es nach den demütigenden und kne-

belnden Bedingungen des Versailler Vertrags „als Volk der Arbeit seine gewachsene Einheit, seine einfache Würde und seine echte Kraft wiederfinde[n]“ muß (ebd.), und andererseits, weil es überhaupt seine „geistige-geschichtliche Bestimmung“ (357) noch nicht gefunden hat (200). Zweitens aber haben die Deutschen nicht nur die Aufgabe nachzuholen, was andere vielleicht schon gefunden haben. Sie haben eine Sendung für das künftige Abendland im ganzen, aufgrund ihrer großen philosophischen Tradition und vor allem aufgrund ihrer besonderen Beziehung zu den alten Griechen, die auf einer Sprachverwandtschaft beruht, und der Nietzsche und Hölderlin eine große Zukunft prophezeit haben (678f.). In der damals zur „Macht gelangten ‚Bewegung‘“ glaubt H., „über alle ihre Unzulänglichkeiten und Grobheiten hinweg das Weithinausreichende zu sehen, das vielleicht eine Sammlung auf das abendländische geschichtliche Wesen des Deutschen eines Tages bringen könnte“ (389), und zwar insofern, als darin – in den Idealen der Kameradschaft, der Gefolgschaft und des Sozialismus – die Kräfte der Jugendbewegung am Werk sind, die sich von der Morschheit der bürgerlichen Klassenkultur abgewandt hatte, und insofern, als der neue Staat das immer auseinanderstrebende und in sich zerrissene deutsche Volk erst richtig zum Volk erzieht (240, 297 u. ö.). Das Denken seinerseits bedarf, will es „echt“ sein, der *Verwurzelung* in einem geschichtlich-landwirtschaftlichen Boden und einer gewachsenen Sprache. Darin liegt kein Nationalismus oder gar Rassismus, der die eigene Verwurzelung verabsolutierte. Denn das Denken selbst muß frei sein, Selbthalter seiner eigenen Gesetze, die nur der Wahrheit verpflichtet sind. Um zu dieser Freiheit und Ursprünglichkeit zu gelangen, braucht es ein Vorbild: das ist die Selbstbehauptung der Philosophie als Wurzel aller Wissenschaften, wie sie im griechischen Anfang der europäischen Wissenskultur vollzogen worden ist. Auf seine Weise und im Rahmen des Humanismus des Deutschen Idealismus hat Humboldt aus einem ähnlichen Impuls die deutsche Universität reformiert und damit dem geistigen Leben der Nation und Europas für ein halbes Jahrhundert ein Zentrum gegeben. Heute (d. h. in den 30er Jahren), wo die gesellschaftlichen Kräfte ganz andere sind als die am Anfang des 19. Jhdts., und wo die Universität zerfallen ist zu einer losen Vereinigung von „Fachhochschulen“ (296) ohne geistiges Band, reicht es nicht, sich auf Humboldt zu beziehen. Man muß, um eine analoge Situation in der Vergangenheit und dann einen neuen Anfang zu finden, zurückgehen selbst noch hinter die griechischen Klassiker zu den Vorsokratikern, um zu sehen, wie und in welcher begrenzten Gestalt sich damals die jetzt zu Ende gegangene geistige Welt Europas entfaltet hat. – Mir scheint, daß es primär diese Ideen selbst sind, die anstößig waren und sind, und daß es nur sekundär die Tatsache ist, daß sich H. für ihre Realisierungen Hilfe gerade von der NS-Bewegung erhoffte. Wie wichtig sie ihm waren, sieht man daran, daß er noch im Jahre 1969 im wesentlichen zu ihnen stand (657). Würden sie, auch wenn sie nicht durch seine Parteinahme für Hitler negativ tabuisiert worden wären, in der heutigen Krise der deutschen Universität eine Rolle spielen können? Man kann sich das nicht gut vorstellen, teils aus rein faktischen Ursachen heraus, teils aber auch aus guten Gründen. Immerhin könnte so ein Entwurf dazu helfen, sich über die selbstverständlich vorausgesetzten, nie in Frage gestellten Prinzipien klarer zu werden, die keiner der heutigen Reformversuche antasten will, und die den letzten Sinn des Wissenschaft-Treibens betreffen – der ganz unklar ist.

Man muß dem Hg. dankbar sein für die enorme Arbeitsleistung, die in der Redaktion dieses Bandes steckt: der Suche nach den Originalmanuskripten, der Überprüfung der gedruckten Versionen, der Annotierung der einzelnen Textstücke. Letztere hätte man sich manchmal etwas ausführlicher gewünscht; so bleibt einem mancher Name, mancher historische Zusammenhang unerschlossen. Aber der ohnehin groß gewordene Umfang des Bandes mag hier Grenzen gesetzt haben. Schade ist allerdings, daß auch hier, wo so viele Namen vorkommen, das Prinzip der Gesamtausgabe beibehalten worden ist, kein Register anzufügen. Der Hg. rechtfertigt dieses generelle Vorgehen durch den Verweis auf H.s eigene Entscheidung (821f.). Die Gründe, die der Meister dafür angab, genügen freilich m. E. nicht, die Erschwernis des Lesers im Aufsuchen von gelesenen, aber nicht auffindbaren Namen aufzuwiegen. Man muß, wenn man sich mit H. intensiver beschäftigen will, Zeit aufwenden, um sich seine eigenen Register herzustellen, und diese Zeit wäre wohl besser verwendet für das Durchdenken seiner Gedanken.

G. HAEFFNER S. J.